

Spätes Glück.

Von Jenny Piorkowska. (Nachdruck verb.)

Ein luxuriös ausgestattetes Zimmer — dicke Teppiche — schwerseidene Gardinen — und ein reichgesticktes, schneeweißes Bettchen, in dem sich ein kleines Mädchen mit zartem Gesicht und fieberheißen Bäckchen unruhig herumwirft. Goldblonde Locken umrahmen die feinen Züge, rastlos schweifen die vergißmeinnichtblauen Augen in dem Zimmer umher.

Die Wärterin steht an dem Bett, sieht besorgt zu dem Kinde nieder, dann hebt sie den Kopf und blickt angstvoll nach der Uhr auf dem Kamin. „Wenn sie doch käme!“ murmelte sie leise vor sich hin, mit der kleinen, fieberheißen Hand in ihrer Rechten.

„Ich will Mama! — Mama soll kommen! — Wo bleibt sie nur?“ stöhnt das Kind. — Da — ein Geräusch wie das Rauschen eines Seidenkleides — die Thüre thut sich auf — Frau von Sesenau tritt ein — eine schlanke vornehme Erscheinung mit regelmäßig schönen Zügen, rosigem Teint, tiefdunkelblauen Augen und üppig blondem Haar, doch mit einem schwermütigen Zug um den feingeschnittenen Mund. Hastig tritt sie an das Bett; in dem crèmefarbenen Seidenkleid, noch mit dem roten Shawl um die Schultern, beugt sie sich zu ihrem Liebling nieder, der ihr schon von weitem die Aermchen entgegenstreckt.

„O Mama! Mama!“ ruft die Kleine beglückt und schmiegt sich zärtlich an die Mutter.

Diese streicht liebkosend über des Kindes fieberheiße Wange. „Wie sie fiebert!“ wendet sie sich zu der Wärterin, „Sie hätten mich holen lassen sollen, es ist halb Zufall, daß ich der Baronin Ball schon verließ.“

„Es ist erst in der letzten halben Stunde so schlimm geworden.“

„Jedenfalls muß sofort ein Arzt herbei, aber wer? Zu Dr. Roloff fehlt mir jedwedes Vertrauen, und erst seit wenig Wochen hier in L...., weiß ich so wenig Bescheid —“

„Dr. Welter ist allgemein hier als bester Arzt anerkannt —“

Frau von Sesenau hebt schnell den Kopf und fragt in scharfem Tone: „Wie heißt er?“

„Dr. Welter, gnädige Frau. Soll ich nach ihm schicken?“

„Dr. Alfred Welter?“

„Ja; gewiß haben Sie ihn schon nennen hören — gar manchen Patienten hat er durchgebracht, den andere Aerzte aufgegeben hatten.“

„So lassen Sie ihn eilends holen!“

Die Wärterin verläßt das Zimmer.

Frau von Sesenau preßt ihre weiße, juwelengeschmückte Hand auf die Stirn. „Alfred Welter! — Alfred Welter!“ murmelt sie, „Gott steh' mir bei!“

* * *

Allgemein beliebt, allgemein in höchster Achtung stehend, kann die Welt nicht begreifen, weshalb Dr. Welter ein so einsames Leben führt, weshalb er nicht heiratet — er hätte unter den begehrenswertesten jungen Damen aus den ersten Kreisen reiche Auswahl gehabt.

Eines Abends, nach anstrengender, wirkungsreicher Thätigkeit saß er wieder allein in seinem Zimmer; er griff nach der Zeitung, aber alsbald entsank dieselbe seinen Händen; er vermochte seine Gedanken nicht zu sammeln — immer und immer wieder schweiften dieselben zurück in sein vergangenes Leben.

Plötzlich schreckte ihn heftiges Klingeln aus seinem Sinnen. — Ein Mann trat bei ihm ein und bat, der Herr Doktor möchte eilends zu Frau von Sesenau kommen — ihr Töchterchen sei schwer erkrankt.

Bei Nennung dieses Namens zuckte Dr. Welter leicht zusammen.

„Frau von Sesenau auf Wehlitz?“ forschte er.

„Frau Helga von Sesenau,“ bestätigte der Diener, „doch sind die Herrschaften seit kurzem zur Stadt gezogen — Kaiserplatz 12.“

Dr. Welter trat ein wenig zurück aus dem Licht; einen Moment ergoß sich dunkle Röte über sein männliches Gesicht, in der nächsten Minute ward es erdfahl.

„Ich komme sofort.“

Der Diener ging.

„Helga von Sesenau!“ murmelte der Zu-



Das junge Täubchen. Nach einem Originalgemälde von F. Schlesinger. (Mit Text.)

rückbleibende, „ahnte ich ihre Nähe, daß meine Gedanken gerade heute so zurückschweiften? Sie ist in Sorgen um sein Kind!“ — Er that einen tiefen Atemzug — „es ist ja auch ihr Kind — daran allein nur darf ich denken!“

* * *

In thränenlosem Sorgen und Bangen sitzt die bekümmerte Mutter am Bett ihres schwerkranken Kindes, all ihre Kraft zusammensuchend für den Augenblick, den sie seit zwölf Jahren gefürchtet hat.

„Er ist so gut, so edel,“ sinnt sie, „er wird mir keine Vorwürfe machen — nicht jetzt, — nicht hier. Ah!“ Sie hebt den Kopf, ihre schönen Augen sind fest auf die Thüre gerichtet — o, diese Stimme!

„Hier hinein?“ klingt es an ihr lauschendes Ohr — jetzt steht er vor ihr — die vornehme Gestalt, das edle Gesicht — die unergründlich dunklen Augen von ehedem.

Eine Sekunde ruht ihre Hand in seiner dargereichten Rechten, dann tritt sie zurück.

Er beugt sich über ihr Kind.

„Seit wann hat sie so hohes Fieber?“ fragte er endlich.

„Erst seit wenigen Stunden, doch klagt sie schon seit mehreren Tagen.“

„Sie ist sehr krank.“

„Aber sie wird nicht sterben?“ stößt die unglückliche Mutter mit farblosen Lippen hervor, „o, nicht wahr, Sie können, Sie werden Sie retten? — Sie ist ja alles — alles, was ich habe!“

So leise sie diese letzten Worte auch hauchte, er hatte sie doch gehört, und sie waren ihm tief ins Herz gedrungen.

Alles, was ich habe! Wie verrieten diese verzweifelten Worte ihm ihr ganzes Leben!

„Was menschliche Hilfe hier vermag, wird geschehen; ich darf Ihnen aber nicht verhehlen, daß sie sehr krank ist.“

Tiefste Seelenangst malte sich auf Frau von Sesenaus Zügen und krampfhaft schloßen sich ihre Finger ineinander.

„Ich sage ja nicht, daß keine Hoffnung hier wäre,“ suchte Dr. Welter die unglückliche Mutter zu beruhigen, „im Gegenteil, ich hoffe, sie durchzubringen; vor allem bedarf sie der größten Pflege. Darf ich Ihnen eine Krankenwärterin schicken?“

„Ich selbst werde sie pflegen!“

„Sie?“ Dr. Welter fixierte sie scharf.

„Sie scheinen mir dazu nicht kräftig genug,“ setzte er dann hinzu.

„Ich habe Kraft — für mein Kind vermag ich alles. Sie brauchen nicht zu fürchten, ich könnte erlahmen, wenn ich grade am nötigsten bin. Ich muß sie selbst pflegen.“

Zu erstenmale sah sie mit ihren glänzenden Augen zu ihm auf. „Trauen Sie mir das nicht zu?“ fuhr sie fast zaghaft fort, „o sagen Sie ja — ich habe —“ sie stockte, senkte die Lider und schloß dann mit sichtlicher Anstrengung — „ich habe einen ganz besonderen Grund, mir alles zuzumuten.“

Er sah sie forschend an, gleich einer eisigen Hand legte es sich auf sein Herz. „Ja, Sie sollen sie pflegen,“ sagte er ruhig, „es ist wohl auch besser, sie hat jemand ihr Bekanntes um sich.“

Darauf gab er ihr allerhand Verhaltungsmaßregeln.

„Mutter! Mutter!“ stöhnte da die Kranke.

Dr. Welter legte wie beruhigend seine kühle Hand auf ihre fieberheiße Stirn.

„Wer bist Du?“ fragte sie.

„Ein Doktor, mein Kind, der Dich wieder gesund machen will.“

„Können Sie nicht auch Mama wieder glücklich machen?“ murmelte die Kleine.

Dr. Welter sah, wie es Frau von Sesenau durchschauerte.

„Wenn Du wieder gesund bist, wird auch sie glücklich sein,“ entgegnete er ruhig.

„Das glaube ich nicht,“ meinte das Kind traurig.

Wie blutete dem Mann das Herz für sie, die er noch immer aus tiefster Seele liebte. —

Sie stand auf und verließ das Zimmer,“ und er wußte, daß sie sonst zusammengebrochen wäre.

Die alte Dienerin nahm ihren Platz ein, während Frau von Sesenau draußen im Korridore stand und verzweiflungsvoll die Hände rang.

Doch rasch faßte sie sich wieder, als ein Diener an sie herantrat und ihr meldete, Herr von Sesenau wünsche sie zu sprechen.

„Wer hieß Dich, nach Dr. Welter schicken?“ fragte ihr Gatte sie in barschem Tone, als sie bei ihm eintrat.

Ein flüchtiges Rot färbte ihre Wangen. „Er soll der beste Arzt hier am Orte sein, und Irma ist sehr krank.“

„Weshalb ließest Du nicht Dr. Roloff rufen?“

„Weil ich wenig Vertrauen zu demselben als Arzt habe.“

„Wir werden eine verwünscht hohe Rechnung bekommen,“ fuhr Herr von Sesenau in gereiztem Tone fort, während er sich von seiner liegenden Stellung auf dem Sopha halb aufrichtete, „kenne das — da kann man im Handumdrehen ein paar hundert Mark los werden“

„Da Du das Geld doch nicht von Deinen Ehrenschulden erübrigen wirst, darfst Du doch wohl auch die Wahl des Arztes mir überlassen,“ entgegnete Helga mit Eiseskälte.

„Ich sage Dir, ich mag ihn nicht im Hause haben!“ stieß ihr Gatte zornig hervor, indem er sich vollends aufrichtete und mit dem Fuße stampfte, „meinst Du, ich wisse nicht, warum Du gerade ihn hast rufen lassen?!“

Die Hände schwer auf eine Stuhllehne gestützt, stand sie mit blitzenden Augen regungslos da. — Derartige Scenen waren ihr nichts neues.

„Ich ließ ihn rufen, um mein Kind wieder gesund zu sehen, und werde sie auch selbst pflegen.“

„Das wirst Du nicht thun!“ rief er, „ich will nicht, daß Du Dein bischen hübsches Aussehen ganz verlierst.“

„Ich werde thun, was ich für gut und richtig halte. Willst Du noch etwas?“ Ich muß wieder zu meinem Kinde.“

„So geh' und —“ er stockte, biß sich auf die Lippe und sah finsteren Blickes seiner Gattin nach, als dieselbe sich wieder entfernte. „Sag', Helga,“ rief er dann plötzlich, kannst Du mir nicht mit einem Check aushelfen? Ich bin eben sehr knapp an Geld.“

Mit dem Ausdruck tiefer Verachtung kehrte sie um, trat an den Schreibtisch, nahm einen Check daraus, füllte denselben aus, legte ihn auf den Tisch und verließ das Zimmer.

„O, welche Demütigung! — Wie bitter bin ich bestraft! War meine Sünde denn so groß, um so dafür büßen zu müssen?“ klang es wie ein Angstschrei in ihrer Brust.

* * *

„Und ich soll sie täglich sprechen, soll täglich sehen, wie sie leidet, ohne sie mit einem Worte trösten zu dürfen! Welche Täuschung, daß ich Vergangenes vergessen wähnte! Fünfzehn lange, einsame Jahre konnten die Liebe zu ihr, die mir ewige Treue gelobte, nicht aus meinem Herzen reißen!“ Ja, er liebte sie noch, die falsch und treulos gegen ihn gewesen — doch nein, nicht falsch, nur stolz und kalt; als ihr Vater ein großes Vermögen und hohe Titel erbte, konnte er nicht mehr zugeben, daß seine Helga einem einfach Bürgerlichen ihre Hand reichte. Sie selbst hatte den Irrtum ihrer Liebe eingesehen.

So suchte er sie vor sich selbst zu entschuldigen, wie er da, in dem grauen Morgendämmern heimgekehrt, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß und nur einen Gedanken hatte: an sie, die in der Gesellschaft gefeiert und umschwärmt war, die aber als Gattin eines Roué, eines Spielers, kein häusliches Glück kannte.

* * *

Sich keine Ruhe, kaum die nötige Nahrung gönnend, wachte die unglückliche Mutter Tag und Nacht am Lager ihres Lieblings, bis Dr. Welter sie eines Tages außer Gefahr erklärte.

„Sie hat die Krisis überstanden,“ sprach er, „bei ihrer kräftigen Konstitution dürfen wir nun wohl auch hoffen, sie glücklich durchzubringen! Dann wandte er sich ab, denn er vermochte nicht, dem Blick stummen Dankes aus ihren blauen Augen ruhig zu begegnen.

Der von Helga so gefürchtete Tag kam heran. — Dr. Welter erklärte seine Dienste hier für erledigt; doch Irma, sagte er, bedürfe während der nächsten Jahre größter Schonung und Pflege, das beste für sie sei ein längerer Aufenthalt in wärmerem Klima.

Das Herz der unglücklichen Frau krampfte sich zusammen, während sie seine Weisungen entgegennahm, in den nächsten fünf Minuten würde er sie verlassen und dann wieder tot für sie sein wie vordem!

Jetzt stand er auf.

„Leben Sie wohl,“ sprach er mit einer gewissen Hast und reichte ihr die Hand.

Eine Sekunde ruhte ihre Rechte in der seinen; dann ließ er sie los und wandte sich ab.

Plötzlich sank Frau von Sesenau auf den nächsten Stuhl nieder und brach in bittere Thränen aus.

Er blieb stehen. Tiefschmerzlich zitterte es um seine bleichen Lippen. „Armes Kind!“ sagte er — das war alles.

Er konnte sie ja nicht trösten; er durfte nicht liebkosend über ihren blonden Scheitel streichen, keinen Moment vergaß er, daß sie die Gattin eines anderen war.

„Verzeihen Sie mir!“ kam es abgebrochen von ihren schmerzzuckenden Lippen, „ach, wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mir Vergangenes verzeihen!“

Er verschränkte die Arme und entgegnete ohne Zögern: „Die Vergangenheit ist tot für mich — der Himmel ist mein Zeuge — ich hege keinen Groll gegen Sie — es liegt mir ferne, über Sie zu richten.“

„So zürnen Sie mir nicht? — O, dann will ich das Leben noch eine Weile ertragen — wenigstens bis sie erwachsen ist und meiner nicht mehr bedarf.“

Seiner selbst nicht sicher, wagte Dr. Welter auf diese Worte nichts zu erwidern.

Eine Minute lang verharrte er in regungslosem Schweigen. Dann trat er dicht zu ihr heran und legte seine Hand auf ihren Kopf. „Nochmals adieu — Helga, leben Sie wohl!“ sprach er.

Im nächsten Moment war Frau von Sesenau allein, mit einer farbeleeren Zukunft vor sich, noch mit dem Gefühl seiner leisen Berührung beseelt, während die Luft ringsum von seinen letzten Worten erfüllt schien. Nochmals adieu Helga, leben Sie wohl!

* * *

„Kommen Sie zu mir, Sie sind der einzige Freund, den ich besitze.“ Da lagen sie vor ihm — diese wenigen eiligen Worte, und Dr. Welter zögerte keine Sekunde, ihrem Rufe zu folgen. — Helga war in Sorgen — das genügte. Aber gleich einer Centnerlast sank es ihm aufs Herz, als er sich ausmalte, was ihr fehlen konnte! — War sie krank? Vielleicht im Sterben?

Den ganzen Sommer über war sie mit ihrem Kinde in der Schweiz gewesen; das Telegramm war aus Paris. —

War Irma wieder erkrankt? — — —

Vierundzwanzig Stunden später stand er vor dem eleganten Hotel, in welchem Helga mit Gatten und Kind abgestiegen war.

Auf seine Frage nach Frau von Sesenau führte man ihn in ein leeres Zimmer — nach wenigen Minuten trat die Gewünschte ein. Trotz ihrer scheinbaren Ruhe entging ihm nicht die furchtbare innere Aufregung, die sich hinter ihren marmorbleichen Zügen verbarg.

„Sie sind wohl,“ sprach er, ihr die Hand reichend, „und Irma?“

„Es handelt sich um Max; er ist krank — sehr krank — die Aerzte geben keine Hoffnung —“

Nach kurzem Stocken fuhr sie zitternd fort: „er hat Ihnen bitteres Unrecht zugefügt — bitterer, als Sie denken! Und doch wagte ich es, Sie herzubitten — vielleicht können Sie etwas thun, wenigstens seine Schmerzen lindern — Sie sind mir doch nicht böse?“

„Aber Kind!“ entschlüpfte es ihm unwillkürlich, doch schnell gefaßt, setzte er in seiner gewohnten milden Art hinzu: „Weshalb sollte ich Ihnen böse sein? — Reden Sie, was fehlt ihm?“

„Er — ist — verwundet — im Duell —“ hauchte sie kaum hörbar — „ich beschwöre Sie . . . schonen Sie meiner!“

Diese wenigen Worte verrieten ihm die ganze Geschichte — er fragte nicht weiter. Mit finster zusammengezogenen Braunen und fest aufeinandergepreßten Lippen folgte er ihr in das Krankenzimmer.

So sahen die beiden Männer einander wieder.

Dr.. Welter trat an das Lager.

Was war aus dem einst kräftigen Manne geworden?

Das dereinst schöne Gesicht war bleich und von Schmerz verzerrt, vorzeitige Falten und Furchen zeugten von einem wüsten, ausschweifenden Leben, die tief eingesunkenen Augen irrten unstet im Zimmer umher.

Es hatte eine Zeit gegeben, wo Dr. Welter einen wilden, leidenschaftlichen Haß gegen den empfand, der ihn seines Juwels beraubt hatte, nur um dasselbe zu mißachten — diese Empfindung aber schwand bei diesem traurigen Anblick.

Als er zu dem Unglücklichen niedersah, war deutlich auf seiner Stirn zu lesen: „Hier ist nichts mehr zu thun.“

Wie er dann den fieberheißen Puls des Kranken ergriff, schien dieser sich erst der Nähe eines Fremden bewußt zu werden.

„Wer seid Ihr? Was wollt Ihr?“ stieß er wild hervor und starrte den voll Mitleid über ihn Gebeugten wild an.

„Ich bin Dr. Welter — bin gekommen, Ihnen, wenn möglich, zu helfen.“

Der Kranke wollte sich aufrichten, sank aber kraftlos wieder in die Kissen.

„Sie hat nach Ihnen geschickt!“ rief er heftig, „sie will nur meinen Tod — glücklich ist sie wohl nicht mit mir gewesen — sprich, Helga!“

„Laß das jetzt,“ versetzte diese ruhig, ihre Hand wie beschwichtigend auf die seine legend, „durch das Reden verschlimmerst Du nur die Schmerzen.“

„Arme Helga!“

Der halb zärtliche, halb traurige Ton, in dem er dies sagte, machte sie erbeben; er führte ihr lebhaft jene Zeit ins Gedächtnis zurück, wo er nach seiner Art gut gegen sie war und sie noch nicht wußte, wie er sie hintergangen hatte.

„Ich hatte sie wirklich lieb, Doktor,“ sprach der Kranke weiter, „da beging ich die Thorheit, ihr die Wahrheit zu sagen — von da an haßte sie mich. Ohne Sie,“ fuhr er in plötzlich aufflammendem Zorne fort, „hätte sie mich lieb gehabt — ich mag Sie nicht sehen — gehen Sie — auch Du, Helga — geht mir beide aus den Augen!“

„Aber Max, so beruhige Dich doch!“

„Ach ja, Du hast recht,“ murmelte er matt, während seine Augen ziellos umherirrten, „gieb mir Deine Hand — so. Sie können mich nicht kurieren, Doktor?“

„Schwerlich.“

Kurzes Schweigen, während welchem der Kranke mit geschlossenen Augen dalag und Helga, neben ihm knieend, ihn angstvoll beobachtete.

„Weshalb sind Sie da gekommen?“ fuhr ersterer halb grimmig fort; „ich habe schlecht an Ihnen gehandelt — hat sie es Ihnen nicht erzählt? Ich schwur ihr, Sie seien tot und wären auch verheiratet gewesen. Sie war verwünscht stolz. Das konnte sie nicht verwinden. Ihr Alter wollte mir das Geld nicht eher geben, als nach ihrem Tode — und nun muß ich vor ihr fort. Verwünscht.“

„Still doch, Max!“ entrang es sich der unglücklichen Frau in ihrer Verzweiflung; er aber wandte sich lachend zu dem Doktor: „Hab' sie auch schlecht genug behandelt — sollen jetzt von mir hören, wie ich sie —“

„Sie thäten besser, das Zimmer zu verlassen,“ flüsterte Dr. Welter Helga hastig zu.

Sie erhob sich, da aber rief der Kranke erregt: „Wie? Du willst fort, Helga? Verlaß mich nicht, leg' Deine Hand hierher — so — so ist's recht!“

* * *

Drei Jahre, drei lange ernste Jahre sind verstrichen. Dr. Welter ist abgespannt, angegriffen von seiner rastlosen Thätigkeit, welche die Leere in seiner Brust doch nicht auszufüllen vermag.

„Gönne Dir wenigstens vier Wochen Ruhe, Freund,“ redet ein Kollege ihm zu, „sonst ist's mit Deinen Kräften bald zu Ende.“

Dr. Welter willigt lächelnd ein, obwohl er weiß, daß sein seelisches Leiden einer anderen Arznei bedarf. Er reist nach dem Süden und läßt sich am Comosee nieder.

Eines Abends schreitet er an den köstlichen Ufern dahin. Träumerisch schweift sein Auge über den tiefblauen Wasserspiegel, er beobachtet den Effekt der letzten Sonnenstrahlen auf den schneebedeckten Berggipfeln, er lauscht den fernen Glockentönen der heimkehrenden Kuhherden, er hört muntere Stimmen und frohes Lachen spielender Kinder. Ringsum ist alles so schön, so froh, so friedlich — nur in seinem Herzen ist's öd und leer.

Da plötzlich dringt der Gesang einer hellen, frischen Stimme an sein Ohr; er gewahrt ein schlankes junges Mädchen mit gelbblondem Haar, das Blumen sammelnd, ein fröhliches Liedchen singt.

Jetzt kommt die Fremde ihm ganz nahe und verwirrt prallt Dr. Welter ein paar Schritte zurück; schnell aber faßt er sich wieder, als die ungefähr Dreizehnjährige ihn einen Moment betroffen anblickt, dann mit ausgestreckten Händen auf ihn zueilt und ihn aufs freudigste begrüßt: „Herr Doktor Welter — Sie! Mein lieber, lieber Herr Doktor!“

Zärtlich nimmt er ihre beiden Hände in die seinen und haucht einen Kuß auf ihre Stirn.

„Die Mutter ist zu Haus,“ fährt das junge Mädchen lebhaft fort, „o, wie wird sie sich freuen! Sie müssen gleich mitkommen — es ist nicht weit. Wer hätte gedacht, Sie hier zu sehen!“

Sie führt ihn die Straße hinab, durch einen in herrlichstem Blumenflor stehenden Garten; immer plaudernd geht sie an seiner Seite die Blumenallee hin auf die Veranda zu, wo Helga, die ernste Stirn in die weiße Hand gestützt, dasitzt und träumt. Beim Tone nahender Schritte hebt sie den Kopf, heftig springt sie auf.

„O Gott — Dr. Welter!“ kommt es wie ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen.

Ihre Hände liegen in den seinen. Doch schnell hat sie sich gefaßt und heißt ihn in ruhigem Tone willkommen.

„Wie freue ich mich, Sie wiederzusehen,“ spricht sie, „wo trafst Du den Herrn Doktor, Irma?“

Irma ist aber schon wieder unten im Garten, den Blumen und Vögeln ihre Freude mitzuteilen.

„Unten am See,“ bringt Dr. Welter mit Anstrengung hervor.

Da steht sie vor ihm in ihrer ganzen einstigen Schönheit — nur ihre Augen schauen ernster drein, um ihren Mund lagert ein fast schwermütiger Zug. Aber jetzt ist sie sein. Was stände noch zwischen ihnen? War es denn ihre Schuld, was sie dereinst trennte?

„Helga,“ hauchen seine bebenden Lippen, „komm an mein einsames Herz, das sich so lange, lange nach Dir gesehnt hat!“

Gleich einer Statue mit krampfhaft gefalteten Händen und zitternden Lidern bleibt sie regungslos stehen. Hörte sie die Worte wirklich? Oder war es nur ihre Einbildung? Hatte sie nicht oft geträumt, so redend werde er einst zu ihr kommen?

„Alfred!“ haucht sie.

„Komm, Geliebte, komm!“ ruft er innig und zieht sie leidenschaftlich an sich.

Sie lehnt ihren Kopf an seine Brust.

„Liebst Du mich wirklich noch?“ haucht sie, zärtlich zu ihm aufblickend. „Darf ich Dir alles erzählen, was uns trennte?“

„Jetzt nicht, mein Liebling! Wozu auch überhaupt? Für mich ist die Vergangenheit vergessen, tot und begraben!“

* * *

Hand in Hand, ihren blonden Kopf an seine Schulter gelehnt, stehen sie am Fenster und schauen hinaus auf den tiefblauen See.

Irma kommt unter dem Fenster vorüber und schaut hinauf.
„Irma!“ ruft Dr. Welter sie mit seiner vollen klaren Stimme. Sie eilt herbei und blickt verwundert von einem zum andern. Lächelnd legt er seinen Arm um sie und zieht sie an sich. „Erinnerst Du Dich, Irma,“ spricht er weich, „wie Du mich damals, als Du krank warst, batest, ich möchte Deine Mutter glücklich machen?“

Froh leuchtenden Auges sah die Kleine zu ihm auf und versetzte in halb mutwilligem Tone: „Und Sie haben sie glücklich gemacht! O, ich wußte ja, Sie können alles!“

Der Ehre wegen.

Erzählung von Wilhelm Appelt. (Nachdruck verb.)

Es war bereits Mitternacht vorüber und der Hauptmann Bruno Aren saß noch immer schreibend am Tische seines Arbeitszimmers. Er war ein schöner, stattlicher Mann von ungefähr vierzig Jahren. Oft hielt er inne, den Kopf in die Hand stützend, dann ging er erregt im Zimmer auf und nieder. Er rang gewaltsam nach Ruhe, ohne sie finden zu können. Sein Gesicht deckte tiefe Blässe und von Zeit zu Zeit zuckte es schmerzlich da-

Briefe eines Strohwitwers. Originalzeichnungen und Text von Johann Bahr.



Frau (bei der Abreise zu ihrer Mutter): „So, lieber Mann, halte nun Dein Versprechen und schreibe mir täglich, und zwar möglichst ausführlich und interessant!“



Mann: „Jetzt ist sie seit zwölf Stunden fort, und drei Wochen wollte sie wegbleiben — das könnte mir passen!“



„Aber warte, Schätzchen, ich werde meine Briefe schon interessant machen; ich wette, übermorgen bist Du wieder hier!“



Auszug aus dem ersten Brief: „Ich trinke meinen Nachmittagskaffee in dem neuen Café an der Promenade und lasse die schöne Welt vorbeidefilieren. Ich habe gar nicht gewußt, daß wir in M. so viele schöne Erscheinungen haben . . .“



„. . . Abends war eine fidele Zecherei im Separatstübchen der „Sonne“. Lauter Junggesellen und Strohwitwer. Es wurde höllisch scharf getrunken. Wann ich heimkam, weiß ich nicht mehr.“



Auszug aus dem zweiten Brief: „Zur Belebung unserer von der gestrigen Kneiperei angegriffenen Nerven unternahmen wir heute in lustiger Gesellschaft einen fidelen Katerbummel nach H., berühmt durch seine ländlichen Schönheiten . . .“

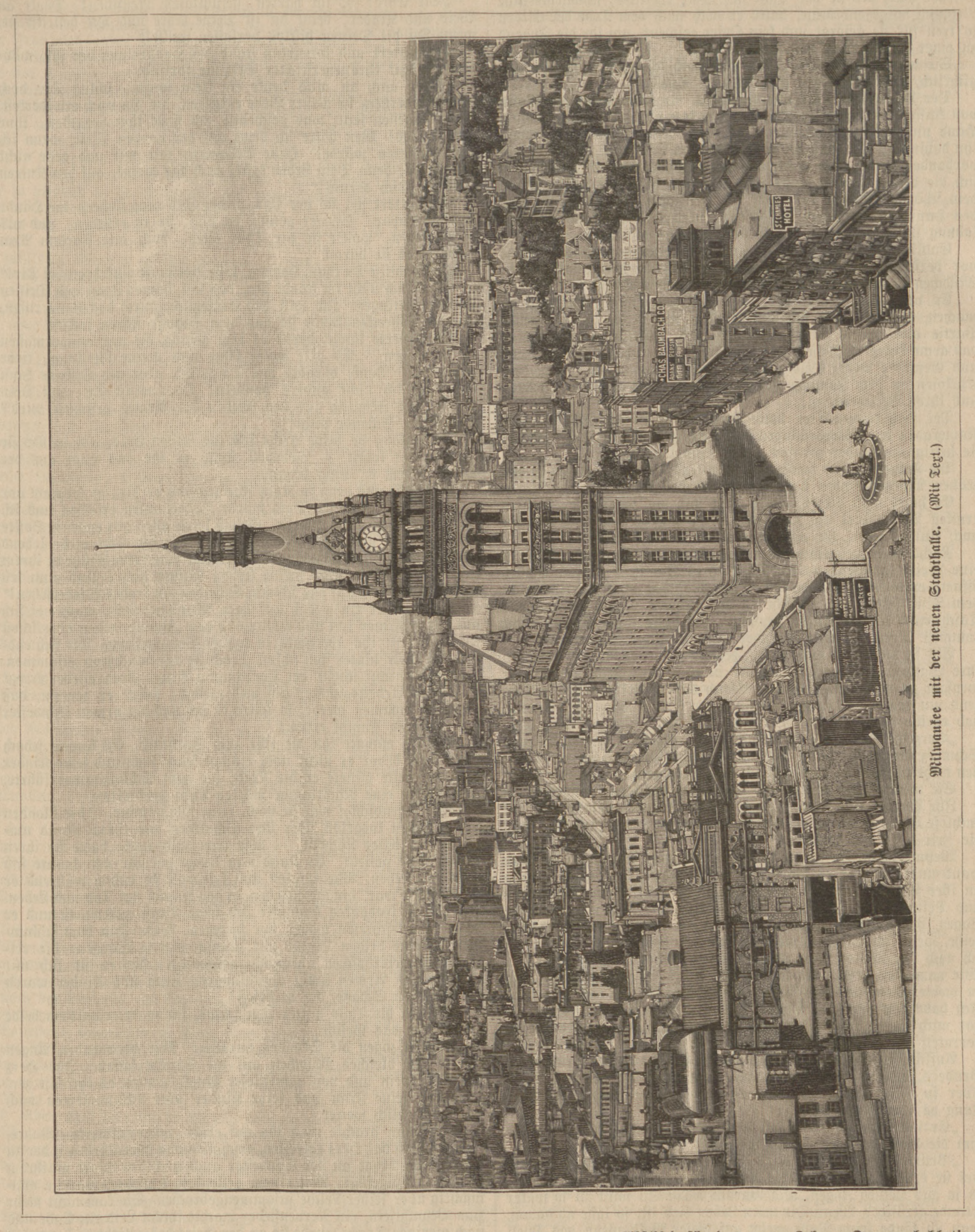


„. . . Nachher haben wir das neue Ballet im Odeon angesehen — sehr hübsch, aber auch sehr frei. Durch meinen Freund Wolkenreißer hatte ich Zutritt hinter die Couliffen. Es war höchst amüsant.“

(Schluß auf letzter Seite.)

rüber hin. Das Schreiben wurde ihm unendlich schwer und er mußte sich dazu zwingen. Endlich war er damit zu Ende.

„An meine teure Frau und meine lieben Kinder," lautete die Aufschrift auf dem Umschlag des Briefes. Nachdem er eine lange Weile vor sich hingestarrt, begann er den Schluß desselben still für sich zu lesen: „Und sollte ich Dich, meine teure Wilhelmine, nicht mehr wieder sehen, dann sei Dir tausendfach gedankt für Deine treue Liebe und das reiche Glück, das Du mir bereitet.



Milwaukee mit der neuen Stadthalle. (Mit Text.)

Bringe meinen Kindern, meinen süßen Lieblingen, den letzten Abschiedsgruß ihres Vaters. Vergieb mir, denn mit blutendem Herzen habe ich gethan, was ich als Mann von Ehre nicht vermeiden konnte. Alles Glück der Erde über Dich und meine Kinder!

Dein unglücklicher Gatte Bruno Aren."

Es war ein Abschied für das ganze Leben. In manch blutiger Schlacht hatte er sich als Held bewiesen und jetzt war er bei dem Gedanken, daß er im Duell den Tod finden könne, an Leib und Seele gebrochen. Nicht um sein Leben bangte ihm, aber er hatte eine Frau, an der er in namenloser Liebe hing und um die er

lange gekämpft und geworben, bevor sie die Seine wurde. Und dann war er auch Vater von zwei blühenden Mädchen im zartesten Kindesalter, die ihren Schützer und Führer an ihm verloren, wenn er fiel. Auch eine Schwester besaß er, die ihrem Bruder, der schon Offizier war, als sie das Licht der Welt erblickte, schwärmerische Neigung entgegenbrachte, hatte er doch nach dem Tode der Eltern so treu für sie gesorgt und kein Opfer gescheut, um ihr die Jugend zu einer freudevollen zu gestalten.

Sie war erst achtzehn Jahre und doch schon so namenlos unglücklich, und ihretwegen ging es zum Duell.

Der Lieutenant Karl von Bärnthal, ein schöner junger Mann von einschmeichelnden Umgangsformen, kam oft in des Hauptmanns Haus und bald war es allen klar, daß dessen Schwester Hedwig ihn dahin zog. Er war vermögend und da kein sonstiges Hindernis vorhanden, hatte man nichts dagegen einzuwenden. Schnell fanden sich die beiden jungen Leute und in erster, glühender Liebe schlug dem schönen Offizier das Herz des lieblichen, im stillen Frieden des Hauses erwachsenen Mädchens entgegen. Es kam die Verlobung und ein Traum des Glückes umfing die Braut.

Endlich nahte die Zeit der Hochzeit heran — und acht Tage vor derselben trat der Lieutenant zurück, es dem unglücklichen Mädchen in einem kühlen Abschiedsschreiben meldend.

Er vermochte nicht, ihr auch nur den leisesten Vorwurf zu machen, aber es hatte sich ihm plötzlich eine reiche und glänzende Partie aus hohem Stande geboten und deshalb verschmähte er das arme Bürgermädchen, das ihm außer den Schätzen des Herzens und Gemütes weder Geld noch Gut bieten konnte. Was lag dem Ehrlosen an dem Jammer der Betrogenen, was an ihren Thränen und ihrer Verzweiflung!

Der Hauptmann Aren hatte tags vorher in Gegenwart seiner Kameraden den Wortbrüchigen zur Rede gestellt und ihn, nachdem sie heftig aneinander geraten, einen Schurken genannt.

Die Folgen davon waren ein Pistolenduell, welches nun in den frühen Morgenstunden ausgefochten werden sollte.

Er hatte noch drei Stunden Zeit und wollte, ehe er zu dem ernsten Würfelspiel um Tod und Leben hintrat, seine Schwester noch einmal sehen, ihr noch einmal die Hand drücken.

Nachdem er behutsam die Treppe emporgestiegen war, blieb er eine Weile lauschend an der Thür ihres Zimmers stehen, endlich öffnete er dieselbe und da sah er das Mädchen schmerzverloren an dem Tisch sitzen, das Gesicht in den Händen vergraben und das Taschentuch an die Augen gepreßt. Sie hatte ihren Bruder nicht kommen hören, der mit bebender Stimme ihren Namen rief.

Als sie aufgestört emporfuhr, begann glühende Röte der Scham ihre Wangen zu überziehen, hatte sie ihr tiefes Leid doch immer sorgsam zu verbergen gesucht. Gleich darauf fiel sie ihm schluchzend um den Hals, lange still an seiner Brust weinend. Endlich hob er ihr sanft das Gesicht empor, das bleich und verhärmt war.

„Verzeihe, daß ich Dich so spät noch aufgesucht und in Deinem Schmerz überrascht habe. Vor mir brauchst Du Dich Deiner Thränen nicht zu schämen, empfinde ich doch Dein ganzes Weh mit Dir!"

Sie weinte leise weiter und vermochte nicht zu sprechen.

Ihr Bruder fuhr fort: „Dein schöner Jugendtraum wurde auf ruchlose Weise zerstört; aber blicke vertrauend in die Zukunft, denn die Zeit heilt alle Wunden!"

Wehmütig blickte sie zu ihrem Bruder auf, dann faßte sie seine Hand und bevor er es hindern konnte, führte sie dieselbe innig an ihre Lippen. „Bruno, wie danke ich Dir für Deine Teilnahme und Deine Sorge. Es wird mich erleichtern, Dir mein Leid zu klagen, hast Du doch stets so edel und gut an mir gehandelt. Verzeihe, wenn ich Dir mit meinem Schmerz lästig falle, aber wenn ich auch den Willen habe, heiter zu sein, ich kann's ja nicht! — Wie namenlos gern habe ich ihn gehabt, mein ganzes Leben ging in meiner Liebe auf und freudig hätte ich es für ihn dahingegeben! Ich habe ihm vertraut, wie der guten, unvergeßlichen Mutter; sie hat mich nie getäuscht und er — er hat mich des Geldes wegen verraten und verlassen."

Aufschluchzend barg sie abermals ihr Gesicht an der Brust ihres Bruders, welcher zu erschüttert war, um gleich sprechen zu können. Aber in seinen Augen begann es aufzuflammen und zornbebend klang es von seinen Lippen:

„Er soll Dich nicht umsonst unglücklich gemacht haben, es soll ihm die wohlverdiente Strafe werden!"

„Bruno, was hast Du vor? Du willst Dich mit ihm schlagen!" rief sie entsetzt. „Um Gottes Willen, Du willst es thun, ich lese es ja aus Deinen Zügen, und warum wärst Du sonst zu so später Stunde gerüstet? Wenn Dir mein Leben lieb ist, so lasse ab davon, denn ich fände keine Ruhe mehr auf dieser Welt, wenn das Duell unglücklich enden würde!"

Da er sein Vorhaben nicht mehr zu verbergen vermochte, so konnte er nur noch trösten und beruhigen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

„Bruno, nicht an mich, nur an Deine Frau und Kinder denke, denn Deine Wilhelmine würde Deinen Tod nicht überleben."

„Sei ruhig, Hedwig, und mache mir das Herz nicht schwer, denn es muß geschehen, da es die Mannesehre gebietet!"

„Die Ehre! O ihr harten, gefühllosen Menschen! Denke an Weib und Kinder, denn da ist Deine Ehre und Du befleckst sie, wenn Du die Deinen hilflos verlassen willst!"

Erschüttert und totenblaß stand der Hauptmann vor ihr, während sie mit thränenerstickter Stimme fortfuhr:

„Aber auch an mich denke ein klein wenig, schlug Dir doch mein Kinderherz in heißer Liebe entgegen, die Du reich erwidertest. Lasse vergessen sein, was geschehen, ich habe ihm vergeben, thue auch Du es! Wen hätte ich denn auf der ganzen Welt, wenn ich dich verlieren würde! Habe Erbarmen mit mir und gehe nicht zum Duell, denn Dein Leben kostet auch das meine, auf den Knieen bitte ich Dich darum!"

Erschüttert fiel sie vor ihm nieder und rang flehend die Hände zu ihm empor. Schwer gelang es ihm, sie zu erheben, und als es geschehen, wollte sie zur Thür eilen, doch mit starkem Arm hinderte er sie daran.

„Was willst Du thun, Hedwig, lasse Vernunft einkehren bei Dir!"

„Was ich nicht im stande bin, das soll Deiner Frau und Deinen Kindern gelingen. Ich will das Entsetzliche durch das Haus rufen, daß die Schreckenskunde sie aus dem Schlafe stören soll!"

Es dauerte lange, bevor es ihm gelang, sie nur einigermaßen zu beruhigen. „Es gilt meine Ehre und meine Stellung, liebe Schwester! Denke darüber wie Du willst, aber als Offizier kann und darf ich nicht anders handeln! Oder willst Du, daß Dein Bruder als Feigling aus den Reihen der Armee gestoßen wird? Vergiß die Schande nicht!"

Da schlang sie beide Arme fest um seinen Hals, als wollte sie ihn nimmer lassen. — Liebevoll strich er ihr das Haar aus der Stirn, indem er innig begann:

„So lasse uns denn in Ruhe scheiden und verbirg es sorgsam vor meiner Frau, denn ihr Herz würde Todesqualen erleiden und ich könnte es doch nicht ändern. Gewiß wird alles gut enden! Sollte es aber nicht geschehen, Hedwig, und sollte ich nicht mehr lebend wiederkehren, dann sei meiner Wilhelmine eine treue Stütze in ihrem Leid und verlasse auch meine lieben Kinder nicht! Und nun leb wohl, gewiß folgt auf das schwere Scheiden ein frohes Wiedersehen!"

Nachdem er einen Kuß auf ihren Mund gedrückt, machte er sich aus ihren Armen frei und wollte aus dem Zimmer eilen, aber schon umschlang sie ihn abermals in wilder Verzweiflung. Als sich endlich die Thür hinter ihm schloß, brach sie aufschluchzend zusammen.

Bald darauf schritt der Hauptmann Bruno Aren wieder erregt in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Hätte er gewußt, daß es dahin kommen werde, so hätte er sich und der armen Schwester den schweren Kampf erspart.

Endlich mahnte ihn die Uhr zum Aufbruch. Er konnte jedoch nicht fort, bevor er nicht noch einmal seine Frau und seine Kinder gesehen. Leise öffnete er die Thür, die zum Schlafzimmer führte, in welchem eine Nachtlampe mattes Licht verbreitete.

Wie jugendschön war sie noch, seine Wilhelmine. Ihre blonden Locken fielen losgelöst über ihre Schultern und ihren Mund umspielte ein leises Lächeln. — Wie treu und innig hatte sie ihren Mann stets geliebt. Er stand nun lange vor ihr und konnte sich nicht satt sehen. Wie sorglos und friedvoll sie ruhte, während er im Begriffe war, hinauszuziehen in den Kampf auf Tod und Leben. Bei diesem Gedanken krampfte sich seine Brust zusammen und er hätte hinausschreien mögen vor bitterem Weh. Und dort schlummerten seine beiden Kinder mit schlafgeröteten Wangen; die reizenden Engelsköpfchen aneinandergeschmiegt, hielten sie sich mit ihren zarten Armen innig umschlungen. Frau und Kinder waren die teuersten Schätze, die er besaß!

Als sich die Thür hinter ihm schloß, schlug er erschüttert beide Hände vor das Gesicht. —

Bleiern zogen die Stunden vorüber. Mit brennenden Augen starrte ein bleiches Mädchen auf die Straße hinab. Ihr Herz litt Todespein und vor namenloser Angst wollte es ihr fast zerspringen; seine Frau und seine Kinder aber schlummerten noch immer friedlich weiter.

Und dann brachte man ihn auf einer rohgezimmerten Bahre, mitten durch das Herz getroffen, erschossen von dem Ehrlosen, der zu seiner Schandthat an der Schwester auch noch den Mord an ihrem Bruder hinzugefügt. Mit einem gellenden Aufschrei war sie ohnmächtig über seiner Leiche zusammengebrochen. Sie kam nicht mehr zum Bewußtsein, ein Nervenfieber machte ihrem Leid ein Ende und nach wenigen Tagen wurde sie an der Seite des geliebten Toten ins Grab gesenkt. All das reiche Glück war mit einem einzigen Schlag dahin, dafür aber gab es Jammer und Elend — der Ehre wegen!

Der Marquis von Lafayette, der Schöpfer der Nationalgarde.

Einer der merkwürdigsten Männer unseres Jahrhunderts war Lafayette. Seine Geschichte ist in kurzem folgende: In der Schlacht bei Minden, in welcher der Herzog von Braunschweig die Franzosen unter dem Marschall Graf Contades am 1. August 1759 schlug, blieben eine große Anzahl hoher französischer Offiziere, die den Truppen mit dem Beispiele des Mutes und der Aufopferung vorangegangen waren. Unter denselben befand sich auch der Oberst der Grenadiere, Marquis von Lafayette, ein schöner, junger Mann von fünfundzwanzig Jahren. Er hinterließ in seiner Heimat, in der Auvergne, eine liebenswürdige, kaum zwanzigjährige Witwe und einen zweijährigen Sohn, Marie Paul Rochus. Aus diesem Kinde, geboren zu Chavagnac am 1. September 1757, wurde der so vielfach in die Geschichte der französischen Revolution verwebte General Lafayette, welcher oft der zum Fleisch gewordene Typus der republikanischen Institutionen genannt wird und dessen Thaten, Schicksale und Irrfahrten in der neuen und alten Welt in zahllosen Büchern erzählt werden. — Sehr wenig aber ist es bekannt, daß ein englischer Prinz die erste Veranlassung war, in dem feurigen jungen Manne die ersten excentrischen Ideen von Freiheit und Gleichheit zu wecken, die ihn mit zwanzig Jahren in die neue Welt trieben, große Opfer bringen ließen und sein ganzes Leben hindurch begleiteten. Es war im Herbst des Jahres 1769, als der Herzog von Glochester, auf der Rückreise von Italien nach London, die französische Stadt Metz passierte, wo er von dem kommandierenden General, Grafen Broglie, zu einem ihm zu Ehren gegebenen Diner abgeholt wurde. Bei der Tafel erhielt der Herzog Depeschen aus England, sie enthielten die Erklärung der Unabhängigkeit Nordamerikas und dieses wichtige Ereignis wurde zum Gegenstand einer lebhaften Unterhaltung. Der damals neunzehnjährige Lafayette, Offizier der Garnison, Neffe des Generals Grafen Broglie, verlor kein Wort des ihn unendlich interessierenden Gesprächs. Obgleich er schon damals mit der Tochter des Herzogs von Ayen vermählt und ein glücklicher Ehemann war, faßte er noch an der Tafel den Entschluß, sich zum Heere der Insurgenten zu begeben. Jeder Widerspruch und alles Abraten war vergebens, er teilte das Nähere hierüber nur seinem Freunde Segur und seinem Vetter Noailles mit und brachte seine angenehme Lage, seine Gesundheit und sein großes Vermögen der Sache der Freiheit der Amerikaner zum Opfer, bis der Friede von Versailles, 1783, seinen Bemühungen ein Ziel setzte. Er besuchte in den beiden folgenden Jahren Wien und Potsdam, und Joseph II. wie Friedrich der Große nahmen ihn mit Auszeichnung auf. Den letzteren begleitete er auf der Reise zur schlesischen Revue bei Strehlen, die gewissermaßen den Schlußakt der militärischen Wirksamkeit des großen Monarchen bildete. Daß der Held der Freiheit und Gleichheit in der neuen Welt auch mit unendlichem Eifer die Ideen der französischen Revolution ergriff, einimpfte und verbreitete, ohne daß er wie dort Dank und dauernde Ehrenstellen erwarb, ist selbstverständlich. Er wurde sogar des Verrats angeklagt und nur durch einen glücklichen Zufall freigesprochen; bald darauf wurde er genötigt, sein durch die Republikaner bedrohtes Leben durch die Flucht zu retten und ein mehrjähriges Gefängnis in Wesel, Magdeburg und Olmütz war sein Los. Als er im Jahre 1797 nach Frankreich zurückkehrte, hatte das Direktorium der Republik, die er hatte schaffen helfen, eben fast sein ganzes Besitztum veräußert, nur die frühere Herrschaft Lagrange war dieser Konfiscation durch einen glücklichen Zufall entgangen. — Seine immer noch festgehaltenen republikanischen Ansichten und Gesinnungen hielten ihn fern vom ersten Konsul, dessen ehrgeizige Absichten er durchblickte; die Militärdiktatur wie das Kaiserreich waren ihm anstößig und verhaßt, und nach der Schlacht von Waterloo stimmte er als Mitglied der Gouvernementskommission gegen Napoleon und dessen Sohn. Mit den Bourbons vermochte er keine Anknüpfungspunkte zu finden, dagegen schlug er nach der Julirevolution, mit dreiundsiebzig Jahren wieder zum Befehlshaber der Nationalgarde ernannt, den Herzog von Orleans, der wenigstens ein halber Republikaner war, zum König der Franzosen vor; er nannte ihn sogar die beste Republik. Aber auch hier sah er sich sehr bald in seinen Erwartungen getäuscht, und unzufrieden mit allen Gestaltungen, die Frankreich nach und nach erhalten hatte, und verdrießlich über die mißlungene Schilderhebung Polens, die Klagen und die Expectorationen der Flüchtlinge, die ihn umgaben, stieg er am 20. Mai 1834 in die Gruft. Er ist als Schöpfer des Instituts der Nationalgarde zu betrachten, er brachte ihr die dreifarbige Kokarde mit den excentrischen Worten: „Ich bringe Ihnen das dreifarbige Band, das die Reise um die Welt machen wird," eine Aussage, die nur teilweise und für kurze Zeit in Erfüllung gegangen ist. Die Herzogin von Abrantes nannte Herrn von Lafayette „den aufbrausendsten Freiheitsfreund und den komplettesten Einfaltspinsel der Revolution."



Das junge Täubchen. Die Kinder haben aus dem Walde eine junge, noch nicht ganz flügge, aus dem Neste gefallene Ringeltaube mitgebracht und Meister Scheer, der Großvater, zeigt ihnen nun, wie man das Futter für den jungen Vogel vorkauen und denselben damit ätzen muß, um ihn am Leben zu erhalten und ihm die sogen. „Taubenmilch" zu ersetzen, die das Tauben-Elternpaar in seinem Kropfe entwickelt, um damit die Jungen in ihren ersten Lebenswochen zu ernähren. Die gespannte Aufmerksamkeit der Kinder bethätigt das Interesse, welches sie an dieser Belehrung wie an ihrem kleinen Pflegling nehmen, welcher trotz der gierig lauernden Katze hinfort ihr Liebling, Hausgenosse und Gespiele werden soll. Dieser einfache, alltägliche und treu dem Leben abgelauschte Vorgang hat dem geschickten Maler F. Schlesinger in München ein dankbares Motiv zu einem seiner reizenden kleinen Genrebilder aus dem häuslichen Leben gegeben, von welchem unser vorstehender Holzschnitt eine treue Kopie darstellt. O. M.

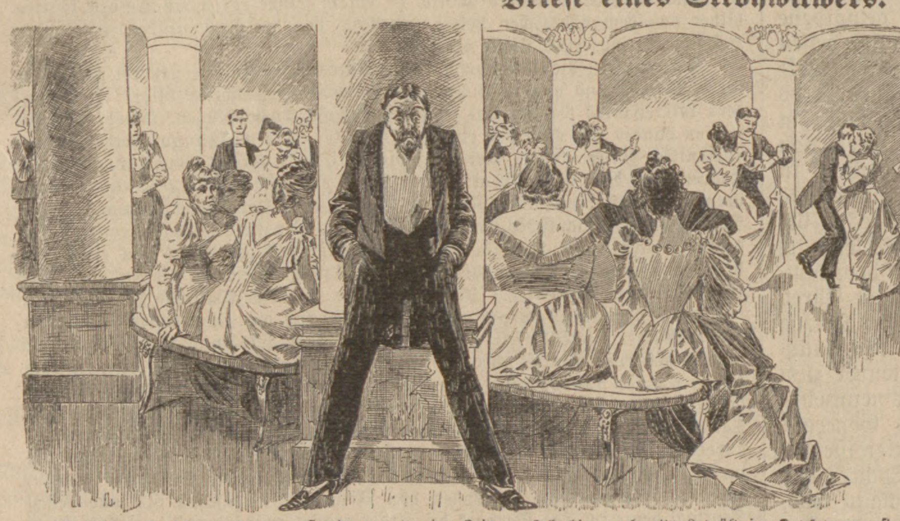
Milwaukee, die deutscheste Stadt Amerikas. In der neueren Geschichte der westlichen und nordwestlichen Staaten von Nordamerika bildet ein besonders interessantes Kapitel das ungemein rasche Emporblühen sowohl des gesamten Landes als auch der einzelnen Städte. Neben Chicago kommt hierbei namentlich Milwaukee in Betracht, die deutscheste Stadt Amerikas. Vor 65 Jahren noch ein Indianerdorf, ist es heute eine Stadt von 250,000 Einwohnern, ausgerüstet mit allem Komfort der Neuzeit. Der Name Milwaukee oder Milwaukie ist indianischen Ursprungs (Mahn-a-wau-kie, Millowaukee) und bedeutet: reiches, schönes Land. Nach einer Sage soll der Name von einer nur hier gefundenen Wurzel „Mahn-wau" herrühren, deren sich die Indianer zur Arzneibereitung bedienten. Ihr wurde eine so große Heilkraft zugeschrieben, daß die Chippewah-Indianer am Oberen See für ein fingerlanges Stückchen dieser Wurzel ein Biberfell gaben. — Der Staat Wisconsin wurde schon vor 200 Jahren von französischen Missionaren und Pelzhändlern durchstreift, doch kam erst Ende des vorigen Jahrhunderts der erste Weiße zu dauerndem Aufenthalte in das Indianerdorf am Mahn-a-wau-kie, um mit den Indianern einen Tauschhandel zu pflegen; ihm folgten dann am Anfang unseres Jahrhunderts andere in gleicher Absicht. Bis zum Jahre 1818 kamen äußerst selten Weiße in diese Gegend, bis am 14. September desselben Jahres Salomon Juneau, der als der eigentliche Begründer von Milwaukee anzusehen ist, und dessen Denkmal heute im See-Uferpark der Stadt prangt, mit seiner Familie in einem Boote den Milwaukeefluß herauffuhr, um von den Indianern auf das freudigste begrüßt zu werden. Sein Schwiegervater, Jacques Vieau, der schon seit einigen Jahren daselbst einen Handelsposten inne hatte und von einer Indianerin und einem Franzosen stammte — weshalb er auch eine gewisse Zugehörigkeit zu den Indianern beanspruchen durfte —, nahm ihn als Gehilfe in sein Geschäft, wo er mehrere Jahre thätig war. Vieau hatte übrigens seinen Aufenthalt nicht eigentlich an der Stelle, wo heute Milwaukee steht, sondern anderthalb bis zwei Meilen weiter, am Menomonee. Später errichtete Salomon Juneau einen eigenen Handelsposten und siedelte sich, rings von Indianerwigwams umgeben, am Fuße des heiligen Berges an, woselbst er und seine Familie bis 1834 die einzigen Weißen inmitten des Indianerdorfes blieben. Im März 1834 kam G. H. Walker und im Mai desselben Jahres Byron Kilbourn von Connecticut nach Milwaukee, um sich mit Salomon Juneau in die Herrschaft zu teilen, da im Frühling 1835 das den Indianern geraubte Land vom Landamt in Green-Bay auf den Markt gebracht und zum größten Teile von jenen drei Männern, höchst wahrscheinlich zu einem Spottpreise, angekauft wurde. Nun entfaltete sich ein „Bum", das heißt ein plötzlicher Zuzug von Ansiedlern, wie er auch heute noch gelegentlich der Eröffnung eines neuen Territoriums vorkommt. Fabelhaft stieg das Grundeigentum im Preise, trotz des überall vorhandenen unbebauten Landes, so daß Bauplätze von 1000 bis 5000 Dollars verkauft werden konnten, für jene Zeit und jene Verhältnisse eine enorme Summe. Aus allen Staaten des Ostens und Südens strömten neue Zuzügler nach dem alten Mahn-a-wau-kie, und Milwaukee wie der ganze Staat Wisconsin waren in aller Munde. Lebensmittel, die zu Schiff teils von den oberen Ansiedlungen, teils vom Osten kamen, hatten einen im Verhältnis zu unserer Zeit sehr hohen Preis, und hauptsächlich Bodenprodukte wurden teuer bezahlt. Der erste Deutsche, der sich in Milwaukee niederließ, war ein Drechsler aus Detroit, Namens Bleyer; seine Nachkommen sind heute noch in Milwaukee ansässig. Nach und nach siedelte sich eine stattliche Anzahl Deutscher der verschiedensten Berufsklassen im jungen Milwaukee an, stetig wuchs der Zuzug, und heute haben die Deutschen die Majorität im Staate wie in der Stadt. — Ein reges Geistesleben entwickelte sich von Anfang an unter den aus Angehörigen aller Nationen zusammengesetzten Bewohnern des jungen Milwaukee. Schon 1836 tauchte die Idee zur Gründung einer „Milwaukee Academy of Sciences and Literature" auf, und 1844 erschien die erste deutsche Zeitung. Ihr folgte bald eine zweite, und so besaß Milwaukee schon 1851 zwei täglich erscheinende deutsche Zeitungen, deren eine noch heute als eines der leitenden Blätter im Staate gilt. Es ist gewiß als eine großartige Leistung amerikanischer Energie und deutschen Strebens zu bezeichnen, wenn in etwa sechzig Jahren aus einer Wildnis, aus Sumpf und Morast eine Stadt von 250,000 Einwohnern entstehen konnte. Der Staat Wisconsin ist heute auf mehrere hundert Quadratmeilen vollständig kultiviert, obwohl noch der weitaus größte Teil an Flächeninhalt wilden Urwald bildet. Milwaukee hat die alten Ansiedlungen Green-Bay und Prairie du Chien weit überflügelt und ist die größte Stadt im Staate. Einen riesigen Aufschwung gewann sie während der letzten fünfzehn Jahre. Dort, wo noch vor wenigen Jahren inmitten der Stadtgrenzen vereinzelte Haferfelder zu sehen waren, wo der Jäger zur Herbstzeit an den vielen zerstreut liegenden Teichen und Tümpeln Wildenten und Schnepfen schießen konnte, da erheben sich heute stattliche Wohnhäuser, und durch die mit Cederholzblöcken gepflasterten Straßen saust die elektrische Straßenbahn. Der Verkehr der Eisenbahnen nach allen Himmelsrichtungen, von fünf Linien

vermittelt, ist ein kolossaler, was die weit ausgedehnten, bis in das Herz der Stadt reichenden Anlagen beweisen, wie auch der Hauptbahnhof inmitten der Stadt sich befindet. — Durch zwei Dampferlinien werden der Michigan-Lake, sowie die oberen Seen befahren, die die Stadt mit den reichsten Schätzen des Waldes und der Berge aus dem nördlichen Wisconsin und Michigan, wie Holz, Kohlen, Eisen, Kupfer versorgen. Da, wo ehemals der Indianer am Ufer des Mahn-a-wau-kie sein Wigwam aufgeschlagen hatte, wird heute die ungeheure Fracht der großen, den Oceandampfern nichts nachgebenden Schiffe des Michigansees gelöscht. Der zu einem tiefen Kanal erweiterte Milwaukee-River, der von Norden nach Süden den Kern der Stadt durchfließt, gestattet den großen Dampfern eine Einfahrt bis an die inmitten der Stadt belegenen riesigen Docks; große, elektrisch betriebene Drehbrücken erlauben die Durchfahrt. Einen großen Seehafen vermeint man vor sich zu haben, wenn das Auge den Wald von Masten überblickt. — Theater, Kunst und Wissenschaft haben in der deutschesten Stadt Amerikas eine Heimstätte gefunden. Drei englische und ein deutsches Theater bieten dem Publikum eine Fülle der mannigfaltigsten Genüsse, und alle Größen des Geistes und der Kunst pflegen auf ihren Amerikareisen in Milwaukee Station zu machen. Eine öffentliche Bibliothek, sowie eine ebensolche Bildergalerie und ein Museum stehen jedermann zur unentgeltlichen Verfügung. Alljährlich im Herbst finden eine industrielle, sowie eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, die mit jedem Jahre eine reichere Beschickung erfahren. Der geschäftliche Verkehr entwickelt sich, wie ja nicht anders zu erwarten, in englischer Sprache, doch sind wenigstens 50 bis 60, wenn nicht noch mehr Prozent der Bevölkerung der deutschen Sprache mächtig, die auch in den öffentlichen Schulen gelehrt wird. In fast jedem Geschäfte, in fast allen Handelshäusern, die großenteils von Deutschen betrieben werden, ist das Deutsche neben dem Englischen gebräuchlich, und so wird die Unkenntnis des Deutschen als ein ebenso großer, wenn nicht als ein größerer Fehler betrachtet als die Unkenntnis der englischen Sprache.

E. G.

Der Sommerschnitt der Stachel- und Johannisbeeren. Den meisten in richtiger Kultur befindlichen Beerensträucher entsprießen, sobald die Wachstumszeit beginnt, aus dem Wurzelstocke sowie aus den vorhandenen Tragästen eine Menge junger Triebe, welche oft eine ziemliche Ausdehnung annehmen und beim kommenden Winterschnitt ganz oder zur Hälfte ihrer Länge der Schere verfallen. Solche Triebe ungehindert wachsen zu lassen, um später abgeschnitten zu werden, ist eine nutzlose Saftverschwendung der Pflanze, deren Säfte lieber zur besseren Ausbildung der Früchte, sowie des Tragholzes für das kommende Jahr verwendet werden sollten. Das Pincieren am Spalier- und Formobst ist ja auch zum gleichen Zwecke in allgemeiner Anwendung, denn neben dem Regulieren des gleichmäßigen Wachstums soll das Pincement auch allen unnötigen Holzwuchs unterdrücken und die Kraft des Baumes zur Ausbildung der Früchte und besseren Ernährung des Tragholzes verwendet werden. Während der Wachstumszeit hat man es in der Hand, das Verhältnis zwischen Holzwuchs, Früchteernährung und Vervollkommnung des Tragholzes für das kommende Jahr zu regulieren. Von Anfang Juni bis Mitte Juli ist die Zeit, wo man den Sommerschnitt der Stachel- und Johannisbeersträucher vorzunehmen hat. Die vielen, aus dem Wurzelstock emporwachsenden Triebe werden nach und nach bis auf diejenigen entfernt, welche als Ersatzfruchtäste bleiben sollen; letztere werden später auch noch entspitzt, sobald sie ein wenig länger geworden sind, als man im Winter schneiden würde. Nach und nach, wie es das Wachstum erfordert, werden auch alle einjährigen Triebe, welche aus älteren Holzteilen kommen, entspitzt, dicht beisammenstehende auch durch Entfernen einzelner etwas gelichtet, damit die Augen der verbleibenden Zweigteile sich gut ausbilden können, und das kommende Jahr einen kräftigen Fruchtertrag ergiebt. Es wird dadurch auch das verbleibende Holz des Strauches freier gestellt, Luft und Licht hat mehr Zutritt in das Innere des Strauches, die Früchte können sich somit besser ausbilden und aromatischer werden, als wenn sie sich in einem vollständigen Dickicht von Blättern und Zweigen befinden würden. Man hat auch darauf zu sehen, daß alle einjährigen Triebe mit entfernt werden, welche sich zu nahe dem Boden zeigen, was besonders bei Stachelbeeren der Fall sein wird, denn solche Triebe müssen beim Winterschnitt doch auch entfernt werden. Selbstverständlich ist der erwähnte Sommerschnitt auch für die hochstämmigen Stachel- und Johannisbeeren am Platze, um eine gefällige gleichmäßige Krone zu behalten und einer guten Fruchternte in Bezug auf Qualität sicher zu sein, worauf es bei dieser Erziehungsform besonders ankommt.

Briefe eines Strohwitwers. (Schluß.)



Aus dem dritten Brie: „Heute nur wenige Zeilen. Ich bin noch etwas wüst im Kopf vom gestrigen Abend. Einige Freunde, Künstler und Schauspieler, hatten einen intimen Ball arrangiert, auf dem es sehr a imiert herging. Mache Dir übrigens meinetwegen keine Sorge, und wenn Du Deinem Aufenthalte noch ein paar Tage zulegen willst . . .“



Frau: „So, da bin ich wieder; Du dachtest wohl nicht, daß Dein liederliches Leben so bald unterbrochen würde — aber vorläufig kannst Du warten, bis ich wieder fortgehe! Pfui!“



Schrecklich. „Warum fahren Sie eigentlich nicht Rad?“ — „Weil ich kein Freund vnn revolutionären Einrichtungen bin.“ — „Wie meinen Sie das?“ — „Na, das Rad ist doch eine Umsturzmaschine.“

Durchschaut. „Lieber Onkel! Leider kann ich heute zu Deiner kleinen Damengesellschaft nicht kommen, da ich die fürchterlichsten Zahnschmerzen habe.

Dein Neffe.“

Lieber Neffe! Komm nur ruhig im einfachen Gesellschaftsanzuge, — wie Deine Vettern Karl und Fritz, welche auch ihre Fracks versetzt haben.“

Dein Onkel.“

Schnell gefaßt. Ein armer Reisender (bettelt bei einem Buchhändler, als plötzlich ein Schutzmann eintritt): „Entschuldigen S', haben Sie vielleicht die neueste Ausgabe vom deutschen Reichskursbuch?“

Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Advokat (zu seinem Klienten, der, wegen Bankerott angeklagt, freigesprochen ist): „Was werden Sie mir dafür geben, daß ich Sie so verteidigt habe?“ — Klient: „Keinen Pfennig! Sie sowohl als die Jury haben mir deutlich bewiesen, daß es eine durchaus erlaubte Sache ist, nicht zu zahlen, wo man müßte.“

Ansichten über Pflege des Schnurrbarts. Eine hohe Meinung vom Werte eines Schnurrbarts hatte der französische Schriftsteller Jean Saint Foix, welcher im Jahre 1601 in einem Buche über die Erziehung junger Männer wörtlich folgendes schrieb: „Ich habe eine gute Meinung von einem jungen Menschen, der sich die eifrigste Mühe giebt, einen schönen Schnurrbart zu erhalten. Die Zeit, welche er dazu verwendet, ihn in Ordnung zu erhalten, ist keineswegs verloren, sondern doppelt gewonnen. Je mehr ein Jüngling seinen Schnurrbart angesehen und gepflegt hat, desto mehr wird sein Geist sich mit wackeren und mutigen Entschlüssen und Gedanken nähren und stärken und er in Laufbahnen geraten, die ihn hoher Veredelung, Ehrenstellen und allgemeiner Hochachtung entgegenführen.

Logogriph.

Mit **M** ein Volk
in alter Zeit,
Mit **F** ein Teil von
luft'gem Kleid.
Mit **L** als fester
Stoff bekannt,
Mit **C** Gewächs
im Morgenland.

Homonym.

Wenn ich dir geöffnet bin,
Trete ruhig ein.
Was ich bin in
anderm Sinn,
Sollst du nimmer
sein. Falk.

Auflösung aus vor. Nummer:
Feld, Held, Geld.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.